Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courths Mahler.

(2. Fortsetzung.)

Sie that ihm den Willen und sprach mit ihm über allerlei gleichgültige Sachen. Ihr sorgloses Mütterchen klopfte aber bang und ängstlich.

Wenige Minuten später waren sie an dem kleinen Stationsgebäude angelangt, das zu Tornau gehörte. Der Beamte, der alle Obliegenheiten der kleinen Station in einer Person versah, sprang eilfertig herbei, um die Tornauer Herrschaft zu begrüßen.

„In drei Minuten läuft der Zug ein, Herr v. Tornau,“ rief er. „Schön, Brinkmann.“ Er bot dem Beamten sein Zigarrenetui. „Da stecken Sie sich eine an.“

„Besten Dank, Herr v. Tornau. Die Rauch' ich heute Abend nach dem Essen.“

„Na, dann nehmen Sie nur gleich zwei, das hält länger vor.“

Brinkmann legte die beiden Zigarren in den Deckel seiner Dienstmütze und stülpte diese dann mit einem hühen Schwung wieder auf das postmodifizierte Haupt. Dann ging er eiligst davon, um sein Amt zu versehen.

Gleich darauf hielt der Zug und aus einem Abteil zweiter Klasse stieg Renate mit suchendem Blick.

Tornau trat schnell auf sie zu, zog den Hut und fragte mit höflicher Verbeugung: „Frau Wertentin? Habe ich die Ehre?“

Sie neigte den Kopf. „Herr v. Tornau. Sie haben sich selbst bemerkt?“

Sie sahen sich beide einen Augenblick an, prüfend und wägend.

Dann erschien ein gutmütiges Lächeln auf Rolfs Gesicht. „Die wird Mutters Schönheitsfuss befriedigen.“

„Dachte er, und nahm ihr das leichte Handgepäck ab. „Darf ich Sie zu meiner Mutter führen?“ fragte er. „Sie wartet im Wagen.“

Sie schritt an seiner Seite um das Gebäude herum. Sie trug einen leinen, dunkelgrünen Reifemantel über einem leichten schwarzen Kleid. Er war offen, und man konnte ihre hohe schlanke Gestalt darunter erkennen.

Das Profil des blassen Gesichts war von edlem Schnitt. Unter dem leichtesten schwarzen Strohhut baute sich über der Stirn schönes dunkles Haar in reicher Fülle, und zwei glänzende Flechten waren schlicht um den schwarzen Kopf aufgesteckt. Alles in allem eine sympathische, vornehme Erscheinung, die ihm wohlgefiel. Etwas wie Freude an dieser reizvollen Hausgenossin stieg in ihm auf.

Frau v. Tornau erhob sich im Wagen, als Renate zu ihr trat, und ihr die Hand reichte. Ein frohes Lächeln erhellte ihr hübsches Matronengesicht.

Die junge Frau führte die gebotene Hand impulsiv an die Lippen und sah dann ernst zu ihr auf. Jener geheimnisvolle Zug im Menschenherzen, der Sympathien entstehen läßt zwischen manchen beim ersten Sehen, war ein Band zwischen den beiden Frauen, ehe sie noch ein Wort miteinander gesprochen hatten.

„Herzlich willkommen, liebe Frau Wertentin. Kommen Sie, sehen Sie sich zu mir — mein Sohn wird hier vor uns Platz nehmen.“

Renate stieg ein.

Rolf hatte die beiden stumm betrachtet. Er blickte nun in Renates voll aufgeschlagene dunkle Augen. Leuchtende Augen waren es, auf deren Grunde Thränen ruhten und ein Gefühl warmen Mitleids in ihm wedeten.

Er wandte sich fragend zu ihr. „Wollen Sie mir sagen, ob Sie heute noch Ihr Gepäck gebrauchen? Wir sind jetzt in der Ernte, und Pferde und Menschen sind stark beschäftigt. Wenn es bis morgen früh damit Zeit hätte, wäre es mir lieb.“

„Bitte, richten Sie es ein, wie es am besten paßt. Wenn ich hier meine Handtücher gleich mit mir nehmen kann, bin ich mit dem Nötigsten versehen.“

Er hatte mit Wohlgefallen ihrem weichen, dunkelgefärbten Organ gelauscht und erhellte nun Brinkmann wegen des Gepäcks Weisung, nachdem er sich von Renate den Gepäckschein ausgebeten hatte. Dann schwang er sich auf den Wagen, und nach den Füßeln greifend gab er den Pferden einen leichten Schlag mit der Peitsche. Diese setzten sich in Bewegung und führten den Wagen in wenigen Minuten auf den gutgehaltenen breiten Fahrweg, der direkt nach Tornau führte.

Die beiden Frauen sahen erst stumm nebeneinander. Renates Blick schweifte über die goldig wogenden Felder. Die Halme neigten sich schwer unter der Fülle der Frucht und harrten des Schnitters. Auf einigen Blähen war das Getreide schon geschnitten und in Garben gebunden, auf anderen tummelten sich die Arbeiter im fleißigen Schaffen, um den goldnen Erntesege einzubehalten. Ein Gefühl, als müßte sie aussteigen und mit voller Kraft an der Erntearbeit sich betheiligen, kam über sie. Ein tiefer Athemzug hob ihre Brust

und leise Röthe stieg in die blassen Wangen.

Frau v. Tornau sah mit Wohlgefallen in die feinen, belebten Züge der jungen Frau. Sie sah sie nach ihrer Hand, die neben ihr auf der Decke des Wagens ruhte. „Sind Sie sehr müde von der Reise?“

Renate schüttelte lächelnd den Kopf. „Kein, gnädige Frau. Ich habe eine angenehme Fahrt und die Entfernung ist ja nicht gar so groß.“

„Doch immerhin vier Stunden reichlich. Freilich — Sie sind jung, da fühlt man so etwas noch nicht.“

Der Wagen war in den Waldweg eingebogen. Renate sah freudig in die dicke grüne Pracht hinein. „Welch herrlicher Wald! Fischen und Buchen von dieser Größe sah ich noch kaum.“

Rolf wandte sich nach ihr um. „Lieben Sie den Wald?“

„Ja, dann mit nicht denken, daß es Leute gibt, die das nicht thun. Gehört dieser hier zu Ihrem Besitz?“

„Ja — er erstreckt sich bis zum Park, der wieder in den Obst- und Gemüsegärten ausläuft, und dieser dehnt sich direkt bis an unser Wohnhaus.“

„Wundervoll ist es hier in Ihrem Walde, Sie können stolz darauf sein.“

Er nickte nur leicht und wandte sich wieder seinen Pferden zu.

Seine Mutter antwortete an seiner Stelle. „Das ist er auch. Der Wald ist immer die Vorliebe der Tornaus gewesen, er ist von Geschlecht zu Geschlecht geerbt und gepflegt worden.“

„Es ist etwas Großes, Herrliches um solch einen ererbten Familiensitz.“

„Nicht immer. Manah einer ist schon zu Grunde gegangen, weil er sich von seinem Stammgut nicht trennen konnte. Wir haben hier in der Umgegend manchen derartigen Fall erlebt.“

„Es mag auch schwer genug sein, solch ein Erbtteil herzugeben.“

„Das will ich meinen, man verwechselt mit seiner Scholle und wuzelt fest im Heimathsboden.“

Wenige Minuten später hielt der Wagen vor dem Tornauer Schloß. Rolf sprang mit einem gewohnten Satz zur Erde und half den Damen beim Aussteigen. Dann folgte er ihnen ins Haus.

Frau v. Tornau führte Renate an der Hand über die Schwelle und sagte dann ernst und bewegt:

„Gott segne Ihren Eingang, liebes Kind, möge Ihnen Tornau eine Heimath werden und Ihr Kommen uns allen zum Segen gereichen.“

Renates Augen feuchteten sich bei diesen herrlichen Worten. Sie war so ergriffen, daß sie nicht zu antworten vermochte, zog nur die Hand der gütigen Frau an ihre Lippen und sah sie voll ehrlicher Dankbarkeit an.

Nun reichte ihr auch Rolf die Hand. „Ich schließe mich dem Wunsche meiner Mutter an, Frau Wertentin. Auf friedliches Zusammenleben also — schlagen Sie ein!“

Wortlos legte sie ihre Hand in die seine.

Inzwischen war eine frisch und lauter aussehende Frau aus der Küche herbeigekommen.

„Ah — da ist ja Mamfell Birtner!“ rief Frau v. Tornau. „Kommen Sie nur näher, Mamfell — dies ist unsere neue Hausgenossin, Frau Wertentin. Sie wird Ihnen all die kleinen Arbeiten wieder abnehmen, die Sie in letzter Zeit an meiner Stelle verrichten mußten.“

Mamfell Birtner guckte mit ihren hellen Augen abwägend zu Renate hinüber und trat knirschend näher. Sie fand, daß diese Dame recht vornehm ausseh und gar nicht nach viel Arbeit.

Renate trat auf sie zu und bot ihr die Hand. „Sie werden im Anfang Geduld mit mir haben müssen, Mamfell Birtner, bis ich alles gelernt habe, was es für mich zu thun gibt. Hoffentlich ist es nicht viel, denn ich freue mich sehr darauf, fleißig schaffen zu dürfen.“

„Das lang ja ganz vernünftig,“ dachte diese und legte ihre Hand mit einer gewissen Feierlichkeit in die Renates. „Na, das ist recht, Frau Wertentin; wenn's so steht, dann soll's Ihnen nicht dran fehlen. Da können Sie mir gleich beim Geleichen helfen, die Gläser füllen und zubinden.“

„Aber Mamfell,“ rief Frau v. Tornau lachend, „für heute müssen Sie schon noch allein fertig werden. Frau Wertentin ist müde und hungrig. Sie soll erst ein wenig Umschau halten auf Tornau und vor allen Dingen einen Anblick zu sich nehmen. Bringen Sie also Frau Wertentin auf ihr Zimmer, damit sie ablegen kann. Dann sorgen Sie für Speise und Trank; mein Sohn und ich nehmen auch eine Tasse Thee mit.“

„Ja wohl, gnädige Frau, das soll alles besorgt werden. Kommen Sie nur, Frau Wertentin, ich führe Sie gleich auf Ihre Stube.“

Und sie lief eilig die Treppe hinauf, nachdem sie Renate das Handtöcherchen abgenommen hatte.

Renate bekam zwei hübsche helle Zimmer im östlichen Thurmgebäude angewiesen, die nach drei Seiten Fenster hatten, aus denen sich ein schöner Blick auf den Wald und das freie Land bot. Sie blickte eine Weile selbstvergessen hinaus und wandte sich dann zurück.

Mamfell hatte umständlich das Köfferchen untergebracht und sah sich noch einmal um, ob es an nichts fehlte. „So, Frau Wertentin, das wäre nun Ihre Wohnung — hoffentlich gefällt sie Ihnen. Gemüthlich ist's doch hier oben?“

„Wunderhübsch, liebe Mamfell — ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe!“

„Gar nicht Ursache. Ich bitte Sie, das thut man doch gern. Man weiß doch selber, wie wohl es einem thut, wenn man zu fremden Leuten kommt, und es ist einer da, der ein bißchen nett zu einem ist. Na, da ist ja nun auf Tornau keine Noth. Die Herrschaft ist grundgut, wenn man seine Schuldigkeit thut, und jeder bekommt sein Recht. Ja — und was ich noch sagen wollte, wenn Sie nun fertig sind, dann kommen Sie runter. Gleich rechts neben der Treppe ist der Eingang zum Speisezimmer.“

„Ich danke Ihnen und werde bald kommen.“

Renate hatte inzwischen ihre Handtücher geöffnet und nahm ihre Toilettenartikel heraus, alles Sachen, die noch aus der Zeit des Glanzes stammten.

Mamfell rief ihre Augenlerktaunt auf und legte mit ihren Fingern ein feines Hemd auf das Bett.

„Donnerden, Frau Wertentin, das ist wohl gar ein Hemd. Jemine, und die feinen Kämme und Bücheln, die Sie da haben! So feine Sachen hat nicht mal unsere gnädige Frau.“

Renate erhobte über dieses etwas plumpe Erstaunen und Bewundern. Sie sah sich durch gedungen, eine Erklärung zu geben, um bei Mamfell nicht unklare Vorstellungen zu erwecken. „Das sind alles noch Geschenke von meinem Vater, liebe Mamfell. Er war einmal ein reicher Mann, ist dann aber plötzlich arm geworden.“

„Ach so — ja nun versteht' ich auch, warum Sie gar so vornehm ausseh. Natürlich, Sie sind vornehmer Leute Kind und — na, Frau Wertentin, nehmen Sie mit meine dumme Fragerei nicht übel, und wenn Ihnen mal eine Arbeit nicht so von ruhigen geht, dann kommen Sie nur ruhig zur Mamfell Birtner, die hilft Ihnen schon, da verlassen Sie sich getrost darauf. — Na, nun will ich aber schnell was zu essen richten.“

Damit lief sie flink hinaus, und Renate sah ihr lächelnd und kopfschüttelnd nach. Dann kam sie und hüpfte sie ihr schönes Haar, stochte es wieder zusammen und steckte es auf, reinigte sie Gesicht und Hände und legte um den Slebtragen ihres schwarzen Kleides einen weißen Leinwandstreifen. Sie wollte nicht ihrer neuen Umgebung Veranlassung geben von ihrer Trauer Notiz nehmen zu müssen.

Nachdem sie die Photographie ihres Vaters und ihres kleinen Mädchens aufgestellt hatte, sah sie eine zeitweilige Schluchzen entrang sich ihrer Brust, dann trat sie ans Fenster und sah hinaus auf das friedlich schöne Landschaftsbild. Die warme Sommerluft umflich lösend ihre Schläfe. Sie lehnte den Kopf an das Fenstergrenz und sah gedankenvoll vor sich hin. Was würde ihr das Schicksal hier in Tornau besorgen? Frieden und den Segen treuer Pflichtenfüllung, oder neue Kämpfe, neue Stürme?

Als Renate herunterkam, fand sie Mutter und Sohn schon am Theetisch, der mit Kates, belegten Butterbrot und Theegetränk besetzt war. Ohne zu fragen, bereitete sie das Getränk und füllte die Tassen, als wenn sie es längst so gethan hätte. Frau v. Tornau sah ihr lächelnd zu und nahm mit freundlichem Dank eine Tasse entgegen. Die junge Frau gab acht, wie viel Zucker die beiden nahmen, um in Zukunft Bescheid zu wissen. Sie merkte sich, daß die alte Dame Sahne zum Thee nahm, während Rolf den seinen ohne weitere Zusätze trank.

Sie bediente sich dann ungeschwungen selbst und ließ sich nicht merken, daß ihr Herz zum Zerpringen klopfte. Würde sie den Anforderungen ihrer Stellung gerecht werden können? Würde sie hier Wurzeln schlagen in dem neuen Boden, der ihr wie ein Aul des Friedens erschien? Sie kämpfte gewaltsam an gegen das jagende Bangen, das ihr Herz erschütterte.

Rolf sah heimlich auf ihre schlanken weichen Hände, die so sorgsam und behend mit dem Geschir hantirten. Sie waren vorzüglich gepflegt und von wunderbarer Gliederung. Hände, die bisher wohl nicht gewohnt waren, das rauhe Leben zu berühren, sondern deren Schönheit wie ein werthvolles Gut geegelt und gepflegt worden war. Wie schwer mußte es der Beführin derselben werden, mit diesen Händen ihr Brod verdienen zu müssen!

Die Mutter schreckte ihn aus seinen Gedanken auf. Sie sprach zu Renate: „Doktor Hellmann theilte uns mit, daß Sie in der letzten Zeit' schwere Verluste zu tragen hatten. In kurzer

Zeit haben Sie den Vater, den Gatten und ein liebes Kind verloren. Wir wollen hoffen, daß Tornau Ihnen bald als zweite Heimath erscheint, und Ihr Schmerz sich bei uns lindern wird.“

Die junge Frau bezwang die Erregung, die diese Worte in ihr wach ließen. „Sie sind so außerordentlich gütig zu mir, daß ich Ihnen nicht dankbar genug sein kann. Ich wäre glücklich, wenn es mir gelänge, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, und bitte nur herzlich um etwas Geduld, wenn ich im Anfang zuweilen ungeschickt erscheine. Ich bringe fast nur meinen guten Willen mit, sonstige Fähigkeiten für mein Amt muß ich mir erst zu erwerben suchen.“

„Darüber machen Sie sich keine Sorge. Wir brauchen nur eine Dame, der wir unser Vertrauen schenken können. Alles andere werden Sie bald lernen. Hellmann hat Sie uns warm empfohlen, er kennt Sie wohl lange?“

Renate lächelte. „Ich kann mich nicht entsinnen seit wann. Soweit ich zurückdenken kann, war er immer unser Hausarzt; und meines Vaters bester Freund.“

„Es wird ihm sehr herzlich gewesen sein, daß es ihm nicht gelang, Ihnen den Vater zu erhalten. Er ist ja ein sehr tüchtiger Arzt.“

„Er war mächtig. Mein Vater starb plötzlich an einem Herzschlag infolge des Verlustes seines Vermögens.“

„Und Ihr Gatte starb kurz darauf, wenn ich mich recht entsinne?“

Renate erbleichte. Jetzt mußte sie lügen, durfte diesen lieben Menschen die Wahrheit nicht sagen. „Ich verlor ihn ein Vierteljahr später,“ sagte sie leise.

„Armes Kind! War er denn lange krank?“

Die junge Frau presste in stummer Qual die Handflächen zusammen und schloß einen Moment die Augen.

„Bitte — bitte, fragen Sie mich danach nicht, ich vermag nicht darüber zu sprechen — jetzt noch nicht,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Rolf mußte sie unverwandt ansehen. „Wie sehr muß sie ihn geliebt haben,“ dachte er.

Frau v. Tornau aber nahm Renates Hände in die ihren. „Verzeihen Sie — ich wollte Ihnen gewiß nicht weh thun. Wir sprechen nicht mehr davon.“

„Für Ihre Theilnahme danke ich Ihnen von Herzen. Richten Sie mir nicht, daß ich Ihnen jetzt nicht alles erzählen kann.“

„Aber Kindchen — das ist ja so natürlich. — Gehen Sie mir jetzt noch eine Tasse Thee und dann müssen Sie entschließen noch etwas essen.“

Rolf hielt ihr seine Tasse auch hin. Als sie dieselbe füllte, sah er, daß ihre Hände leicht zitterten. Darum Mitleid erfüllte sein Herz, und im Bestreben, sie abzulenkten, erzählte er von Tornau und seiner Umgebung und dem Leben und Treiben auf dem Lande, das ihr neu und fremd erschienen würde. „Sie sollen aber schon sehen, es wird Ihnen gut gefallen mit der Zeit,“ schloß er, „und die frische, fröhliche Arbeit lenkt ab von trüben Gedanken.“

Er sprach das aus, als habe er sich selbst schon diese Weisheit probirt. Renate sah aufmerksam in sein Gesicht, denn auf der Stirn waren eben wieder die finsternen Falten erschienen. Hatte der Beführer von Tornau etwa auch ein Leid zu tragen gehabt, oder trug er es noch?

Er verabschiedete sich kurz darauf von den Damen, um noch einen Inspektionritt über die Felder zu machen.

Als er gegangen war, sagte Renate: „Wenn es Ihnen recht ist, gnädige Frau, dann könnte ich jetzt recht auf Mamfell Birtner noch ein wenig blicken.“

Frau v. Tornau zog sie lächelnd neben sich nieder auf den Divan. „Rein, meine liebe Frau Wertentin, Mamfell wird heute schon noch allein fertig werden. Sie sollen mir recht Gesellschaft leisten. Wir wollen ein Stündchen miteinander plaudern, damit wir uns näher kommen. Don morgen an will ich Sie dann gern zuweilen an Mamfell abtreten. Sie ist eine tüchtige Wirtschaftlerin und wird Ihnen bald alles gezeigt haben, was Sie etwa lernen müssen. Sie müssen sich nur nicht von ihrer etwas ungeschickten Mapperei abschrecken lassen. Solange sie schwagen kann, ist sie vergnügt und unbedröffen.“

Als die beiden Damen am nächsten Morgen von einer Besichtigung der Ställe über den Gutshof schritten, kam Rolf vom Garten her um das Haus geritten. Er kam aus dem Walde, wo er mit dem Holzhändler eine Besprechung gehabt hatte.

Beim Erblicken der Damen schwang er sich aus dem Sattel und trat, das Pferd am Zügel führend, zu ihnen.

Renate ging an das Pferd heran und streifte ihm den Kopf. Es schnupperte an ihren Händen und rief dann den Rolf wohlgefällig gegen ihre Schultern.

Rolf hatte Renate erst erschreckt zurückhalten wollen, denn „Zampa“ war gegen Fremde sehr schau und nervös, zu seinem Erstaunen aber sah er, wie zutraulich er gegen die junge Frau war.

„Sieh, Mutter, wenn ich das nicht selber sähe, glaubte ich nicht. — Was haben Sie denn für ein Zauber-

mittel angewandt, um „Zampa“ so fette zu machen, Frau Wertentin?“

Sie sah lächelnd über die Schulter zurück. „Er wittert vermutlich die Pferdeliebhaberin in mir, das wird der ganze Zauber sein. Man hat mir früher zuweilen gesagt, ich habe eine sehr glückliche Hand mit Pferden.“

„Sie haben früher geritten?“

„Zuweilen. Im Anfang meiner Ehe begleitete ich meinen Gatten oft auf seinen Spazierritten. Er war so Dragoneroffizier, und da ergab sich das von selbst.“

Tornau sah flüchtig prüfend über ihre Gestalt. Sie mußte sich prächtig zu Pferde ausgenommen haben. „Ist es Ihnen nicht hart ankommen, den edlen Sport aufzugeben?“

„Offen gestanden — nein. So gern ich die Thiere habe und so furchtlos ich im Verkehr mit ihnen bin, eigentlich geliebt habe ich den Reitport nie. Ich ritt nur meinem Manne zu Gefallen. Als mein kleines Mädchen geboren wurde, habe ich ohne weiteres darauf verzichtet.“

„Ich habe mich nie dazu entschließen können, ein Pferd zu besteigen,“ sagte Frau v. Tornau, „doch haben wir Damen in der Nachbarschaft, die es mit den vorzeigendsten Reitern aufnehmen.“

„Auf dem Lande mag das auch seine Berechtigung haben. — Uebrigens ist Ihr „Zampa“ ein herrliches Thier, Herr v. Tornau.“

Er trat neben sie und strich „Zampa“ über die Nüstern. „Das ist der einzige Luxus, den ich mir erlaube, edle Pferde für meinen persönlichen Gebrauch. Die anderen sind alle schwerfällige, gute Zugthiere, sonst nichts.“

Während sie dann, nachdem Rolf das Thier dem Anrecht übergeben hatte, nebeneinander den Weg nach dem Hause einschlugen, fragte seine Mutter: „Wie war es mit Mehlmann? Hast du Holzzer an ihn verkauft?“

„Ja, Mutter, etwa zwei Duzend unserer schönsten Baumrinden müßten daran alauben. Es hat mir ordentlich weh gethan, daß ich sie hergeben muß, aber sie müßten unbedingt gesaloben werden, sie stehen zu dicht am Weiber und die Wurzeln beginnen schon zu faulen. Zu wem war das nicht?“

„Ich hatte Diertelamp gebeten, mit hinüberzukommen, und er meinte auch, daß ich sie umlegen lassen muß, sonst faulen sie weiter und ich erziele dann nicht ein Viertel des jetzigen Preises.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Guillotine.

Die Guillotine soll in Frankreich abgeschafft werden. Auch sie hat einen letzten Tag, auch sie wird gleichsam hingerichtet. Der Präsident der Republik, Fallieres, hat den Mörder Solleiland zur Deportation begnadigt, der ein sechsjähriges Kind ermordet hat. Da außerdem die französische Kammer einen Gesetzesentwurf zur Aufhebung der Todesstrafe in Beratung ziehen wird und bereits im jetzigen Budget den Gehalt des Scharfrichters gestrichen hat, so dürfte Frankreich sehr bald mit zu den Staaten gehören, die wie Holland, Italien, Rumänien, Portugal und die Schweiz den Henker entbehren zu können glauben.

Die Guillotine gab den klirrenden Aufsturz für das Schreien der großen Revolution in Frankreich. Im Tempo des Messers, das in den Tagen des Schreckens die Köpfe wegsetzte, ging die Zeit ihren fürchterlichen großen Weg. Doktor Guillotin, nach dem sie heißt, hat sie nicht erfunden, sondern nur der konstituierenden Versammlung empfohlen. Das ist der Anfang ihrer Geschichte und ihrer ebenso berühmten Chronik. Sie begann mit dem Dieb und Räuber Pelletier, an dem zum ersten Male, im Jahre 1791, die Maschine erprobt wurde. Später kamen ganz andere, kam ein entthronter König, Louis Capet, der mit der neu getauften Kolarde der Revolution am Hute, in grauseidenen Anzügen die Treppe emporstieg. Dann die Königin, die arme, die noch ein „Excusez Monsieur!“ für den Henker hatte, als sie ihn vor dem Schaffot mit dem Fuße streifte. Und dann: die großen Labungen, die Fournées, wo Postarbeit geleistet wurde. Da schien eine Art von Trunkenheit dieses Messer zu fassen, das, wie rasend geworden, täglich in Paris hundert, in sechs Wochen dreizehnhundert, in zwei Jahren mehr als zweitausendachtshundert Köpfe niederschchnitt. Die Louise, wie die Guillotine nach Dr. Louis genannt, der ein Gutachten für ihre Einführung verfaßte, war ein großes lebendiges Symbol. Man trug kleine Nachahmungen von ihr als Brosche, man segelte die Briefe mit ihnen. Sie war in den Liebern der Gasse und des Pöbels. Von Kanonen und Reitern begleitet, zog das Fallbeil als erstes Wahrzeichen des Terreur in die Städte und Dörfer Frankreichs ein. In den Hauptplätzen der Provinzialstädte zitterte man vor ihr wie in Paris, wo sie vor dem Königsschloß stand. Ihr drohendes Gerippe, Tag und Nacht wie ein Wahrzeichen des Grauens emporgerichtet, warf seinen kalten und stummen Schatten über jedes Menschenleben.

Von Doktor Guillotin, von dem das Nationalrasiermesser, Le rasoir national, wie man die Maschine ernsthaft bezeichnet, seinen Namen hatte, ist ein Bild erhalten: Die Physiognomie ei-

nes liebenswürdigen Gelehrten; große, freie Züge, die ein halb ironisches, halb nachdenkliches Lächeln umschwebt, eine Art naiver Träumerei in dem umschleierten, niederstinkenden Blicke, in der sanften Schwingung der Augenbrauen, Vornehmheit in der gemäßigten Biegung der langen Nase, der hohen, massigen Stirne, in dem Rinn, das sich zart und doch ein wenig ironisch vorstreckt. Das ist das Bild des Furchtbaren, dessen Name ganz Frankreich im Banne hielt. Es gibt wohl täuschende Bilder, die das Wirken und Wesen eines Menschen Lügen strafen. Aber Doktor Guillotin war in Wirklichkeit kein schlechter Mensch. Seine Maschine war ein Fortschritt der Humanität. Als solcher war sie gemeint. Als Fortschritt im Vergleiche zu den Hinrichtungen mit dem Schwert, mit der Gabel, mit Rädern und Biertheilen. Jetzt sind die Denkschriften bekannt geworden, die sich auf die Einführung der Guillotine beziehen. Alle haben als einzig maßgebenden Standpunkt die Menschlichkeit hervor, die Kürze, die Sicherheit des Prozesses, den Mangel aller Qualen, die bei den früheren Hinrichtungen zu Szenen grauenhafter Art geführt hatten. Und vielleiht ist gerade durch die unauffällige, rapide Funktion der Maschine der Terreur, die Hinrichtung so vieler Menschen möglich geworden. Jede graufamere, langsamere Art der Exekution hätte ohne Zweifel viel früher die volle Empörung des Volkes geweckt. Aber wie die Revolution in der schlimmsten Bestialität endete, so hat sie auch dieses Instrument zur Maschine der Vernichtung herabgewürdigt. Und so wie Rousseau, der die Wildheit der Natürlichkeit an die Stelle der Kultur setzen wollte, unter den Händen der Terroristen zum Dämon der Schreckensherrschaft geworden ist, so wurde die Guillotine, die alle Schande und alle Qual vererbte, den Verurtheilten nur tödten, nicht aber entehren sollte, zur Wegkerbant, wohin man Menschen zur Schlachtung trieb.

Von dieser Zeit ist der „Freison“ der Hinrichtung in den Franzosen geblieben. Es sind freilich nicht mehr Tricoteten, die ihre Sessel zur Guillotine stellen, um die letzten Augenblicke der Verurtheilten zu sehen. Aber es sind Damen höchster Gesellschaft, die ihren sonst so kostbaren Schlaf der nächsten Hinrichtung zuliebe unterbrechen. Es ist der schlimmste Pöbel der Gasse, der sich zu ihr drängt. Jola hat die Szene beim Roquette — Gefängnis beschrieben mit dem ganzen Accent der Empörung und des Mitleids, dessen er fähig ist. In der allerersten Frühe, wenn kaum die Blässe des Morgens auf Stadt und Gefängnis fällt, zeugen sich die gepuderten Damen und Herren aus den Fenstern der Restaurants heraus, um ja kein Detail des Schaupiels zu verlieren. Freilich ist dieser Infinitiv, der „rut de la mort“, die Hier nach Tod, wie ihn Jola nennt, in allen Ländern vorhanden. Deswegen schon ist die Abschaffung der Todesstrafe in Frankreich ein große und merkwürdiges Ereignis, ein Beispiel, das allen Kulturnationen gegeben wird.

Interieur des Königs von Anam.

Indochinesischen Blättern sind, wie man aus Paris schreibt, folgende Einzelheiten über die Internierung des Königs von Anam, Anhah Thai, zu entnehmen: Die Anzeichen von Geisteskrankheit, die an dem jungen König bemerkt wurden, gaben schon vor längerer Zeit Veranlassung, daß man sich mit der Frage seiner Internierung beschäftigte. Der entscheidende Beschluß wurde gefaßt, als in Paris ein Schreiben der jungen Königin von Anam einlangte, in welchem sich diese über sein Verhalten beklagte und über Grausamkeiten berichtete, deren er sich schuldig gemacht hatte. Nun werden dem Oberresidenten in Nun, Herrn Leveque, ungesäumt Weisungen geschickt, welchen gemäß er die erforderlichen Maßnahmen zur Internierung des Königs traf. Er eruchte schriftlich eine Audienz und beriet den Komat, eine Art von Kronrat. In Begleitung des Komats und einer Abteilung der Zivilgarde begab er sich sodann in das Palais, wo er in Thronsaal empfangen wurde. Dort gab er dem Könige die getroffene Entscheidung bekannt. Der König protestierte vergeblich. Die Ausgänge des Palais waren bewacht, so daß niemand daselbst verlassen oder betreten konnte. Der Resident erklärte dem Könige, daß ihm seine Privatge- mächer verlassen werden und eine Anzahl seiner Frauen und Diener zur Verfügung bleiben, daß er aber von nun an keine Macht ausüben könnte, und daß es ihm untersagt sei, den ihm zugewiesenen Teil des Palastes zu verlassen. Der König geriet in heftigen Zorn, erkannte aber, daß er sich fügen müsse. Nach seiner Internierung wurde ein Regenschaftsrat eingesetzt.

Die Wissenschaft ist frei von Unschönbareitsdünkel — darin unterscheidet sie sich von vielen Gelehrten.

Nichts ist schöner als eine Torheit, wenn man noch nicht weiß, daß es eine ist.

Man hört ja noch gar nichts vom Turkei-Trußt und der Danktagstag ist doch nur noch 6 Wochen entfernt.